

**GESCHICHTE
KOMPAKT**

Stefan Rinke

Lateinamerika und die USA



WBG 
Wissen verbindet

Geschichte kompakt

Herausgegeben von

Kai Brodersen, Martin Kintzinger,

Uwe Puschner, Volker Reinhardt

Herausgeber für den Bereich *19./20. Jahrhundert*:

Uwe Puschner

Beratung für den Bereich *19./20. Jahrhundert*:

Walter Demel, Merith Niehuss, Hagen Schulze

Stefan Rinke

Lateinamerika und die USA

Eine Geschichte zwischen Räumen –
von der Kolonialzeit bis heute

Für Silke

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2012 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Redaktion: Frank Schlumm, Berlin
Karten: Peter Palm, Berlin
Satz: Lichtsatz Michael Glaese GmbH, Hemsbach
Einbandgestaltung: schreiberVIS, Seeheim
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-534-24551-2

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-534-72300-3
eBook (epub): 978-3-534-72301-0

Inhaltsverzeichnis

Geschichte kompakt	VII
Einleitung	1
I. Neue Welten: Die Kolonialzeit bis 1760	5
1. Wurzeln der Konflikte	6
2. „Kein Frieden jenseits der Linie“	8
3. Wurzeln der Vorurteile	11
II. Amerika gegen Europa:	
Unabhängigkeitsrevolutionen, 1760–1830.	15
1. Der Wandel in den internationalen Beziehungen	16
2. Die US-amerikanische Revolution und Lateinamerika	18
3. Die lateinamerikanischen Unabhängigkeits- revolutionen	21
4. Zwischen Monroe und Bolívar	25
III. „Manifest Destiny“ und „freier“ Raum, 1830–1860	29
1. Nachbarschaftskonflikte: Mexiko und die USA	30
2. Die umstrittene Karibik	34
3. Filibuster in Nicaragua	36
4. Verdichtung der Kontakte	38
IV. Panamerika, 1860–1898.	42
1. Die Krise der 1860er-Jahre	42
2. Lateinamerikanische Reaktionen	44
3. Die Erfindung des neuen Panamerikanismus	46
4. Kontinuität und Wandel der Konfliktfelder	50
V. Imperium, 1898–1910.	54
1. Der Krieg von 1898	54
2. Die Entscheidung in der Kanalfrage	59
3. Interventionismus in „Bananenrepubliken“	60
4. „Unser Amerika“	62
VI. Globale Gewalt, 1910–1918	67
1. Die mexikanische Revolution und die USA	67
2. Kriegsausbruch und Neutralität, 1914–1917	70
3. Der Krieg kommt nach Amerika, 1917–1918	73
VII. Nationen und Nationalismus, 1919–1933	76
1. Der Tanz der Millionen	76
2. Konfliktfelder und Interventionismus	79
3. Der Aufstieg der lateinamerikanischen Nationalismen	81
4. Die Weltwirtschaftskrise	85

VIII. Verteidigung der Hemisphäre, 1933–1945	88
1. Die „gute Nachbarschaft“ bis 1939	88
2. Das neutrale Amerika	91
3. Der Kriegseintritt	95
4. Der Weg zum Frieden	99
IX. „Zentrum“ und „Peripherie“ im Kalten Krieg, 1945–1969	102
1. Enttäuschte Hoffnungen	102
2. Gegenstimmen aus der „Peripherie“	105
3. Die Kubanische Revolution	108
4. Krisenherde der späten 1960er-Jahre	111
X. Dritte Welt, 1970–1990	115
1. Der chilenische 11. September	115
2. Die Entdeckung der Menschenrechte	120
3. Die katastrophalen 1980er-Jahre	122
XI. Trans-Amerika seit 1990	127
1. Wirtschaftliche Verflechtungen	127
2. Politische Verflechtungen	130
3. Soziokulturelle Verflechtungen	133
Karten	VIII, 136, 137
Literatur	138
Register	143

Geschichte kompakt

*In der Geschichte, wie auch sonst,
dürfen Ursachen nicht postuliert werden,
man muss sie suchen.* (Marc Bloch)

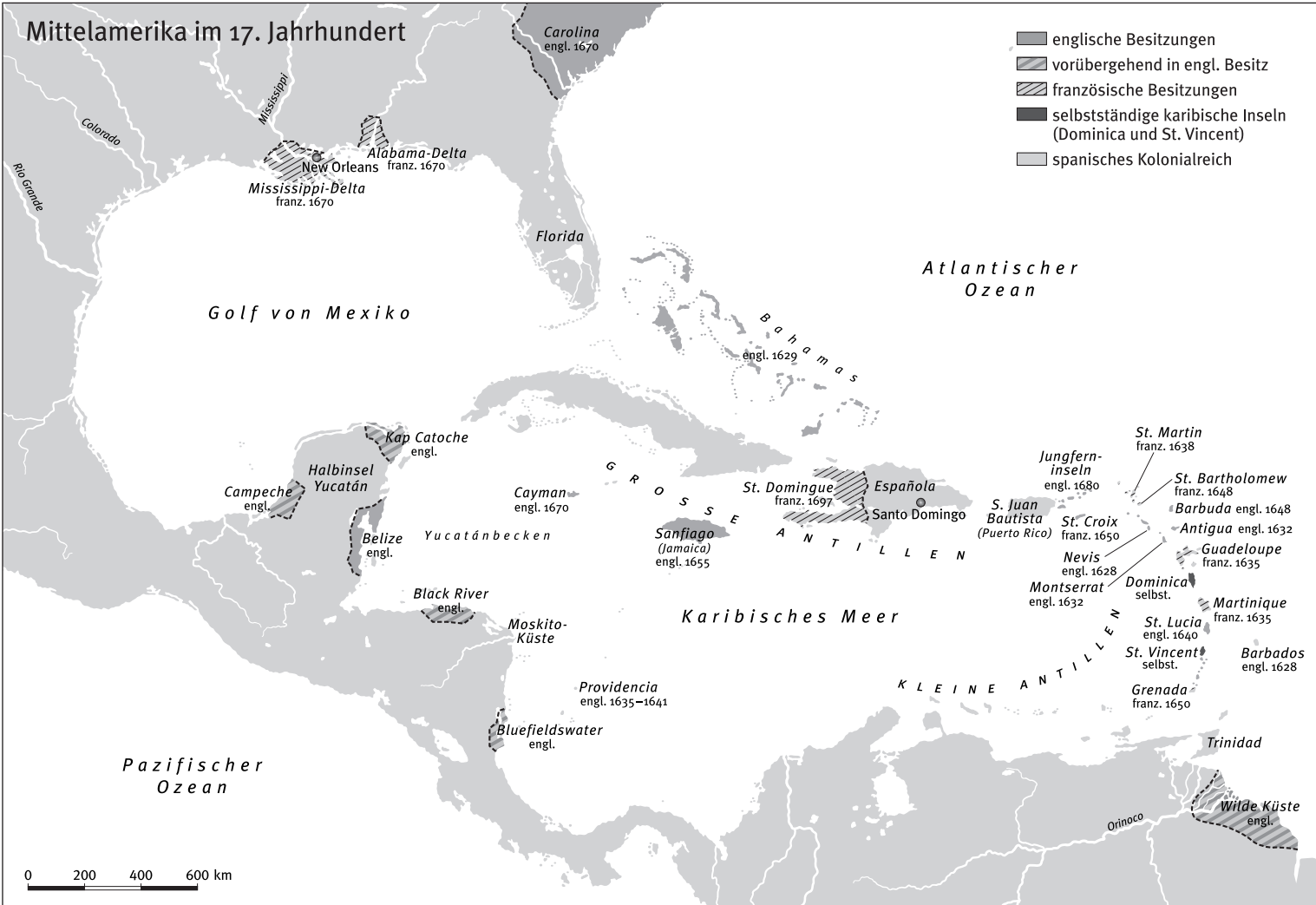
Das Interesse an Geschichte wächst in der Gesellschaft unserer Zeit. Historische Themen in Literatur, Ausstellungen und Filmen finden breiten Zuspruch. Immer mehr junge Menschen entschließen sich zu einem Studium der Geschichte, und auch für Erfahrene bietet die Begegnung mit der Geschichte stets vielfältige, neue Anreize. Die Fülle dessen, was wir über die Vergangenheit wissen, wächst allerdings ebenfalls: Neue Entdeckungen kommen hinzu, veränderte Fragestellungen führen zu neuen Interpretationen bereits bekannter Sachverhalte. Geschichte wird heute nicht mehr nur als Ereignisfolge verstanden, Herrschaft und Politik stehen nicht mehr allein im Mittelpunkt, und die Konzentration auf eine Nationalgeschichte ist zugunsten offenerer, vergleichender Perspektiven überwunden.

Interessierte, Lehrende und Lernende fragen deshalb nach verlässlicher Information, die komplexe und komplizierte Inhalte konzentriert, übersichtlich konzipiert und gut lesbar darstellt. Die Bände der Reihe „Geschichte kompakt“ bieten solche Information. Sie stellen Ereignisse und Zusammenhänge der historischen Epochen der Antike, des Mittelalters, der Neuzeit und der Globalgeschichte verständlich und auf dem Kenntnisstand der heutigen Forschung vor. Hauptthemen des universitären Studiums wie der schulischen Oberstufen und zentrale Themenfelder der Wissenschaft zur deutschen und europäischen Geschichte werden in Einzelbänden erschlossen. Beigefügte Erläuterungen, Register sowie Literatur- und Quellenangaben zum Weiterlesen ergänzen den Text. Die Lektüre eines Bandes erlaubt, sich mit dem behandelten Gegenstand umfassend vertraut zu machen. „Geschichte kompakt“ ist daher ebenso für eine erste Begegnung mit dem Thema wie für eine Prüfungsvorbereitung geeignet, als Arbeitsgrundlage für Lehrende und Studierende ebenso wie als anregende Lektüre für historisch Interessierte.

Die Autorinnen und Autoren sind in Forschung und Lehre erfahrene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Jeder Band ist, trotz der allen gemeinsamen Absicht, ein abgeschlossenes, eigenständiges Werk. Die Reihe „Geschichte kompakt“ soll durch ihre Einzelbände insgesamt den heutigen Wissenstand zur deutschen und europäischen Geschichte repräsentieren. Sie ist in der thematischen Akzentuierung wie in der Anzahl der Bände nicht festgelegt und wird künftig um weitere Themen der aktuellen historischen Arbeit erweitert werden.

Kai Brodersen
Martin Kintzinger
Uwe Puschner
Volker Reinhardt

Mittelamerika im 17. Jahrhundert



Einleitung

„Schert Euch zum Teufel, Scheiß-Yankees!“ („*Váyanse al carajo, Yankees de mierda!*“), diese wenig diplomatischen Worte benutzte der venezolanische Staatspräsident Hugo Chávez am 11. September 2008, als er unter Protest gegen die US-amerikanische Politik gegenüber Bolivien den Botschafter Washingtons außer Landes verwies. Aggressive Äußerungen und Handlungen wie diese sind Ausdruck des schwierigen Verhältnisses, das die anglo- und lateinamerikanischen Teile des Doppelkontinents miteinander verbindet. Die Beziehungen zwischen Nord und Süd in Amerika basieren auf einer langen und zumeist konfliktreichen geteilten Geschichte mehrerer Jahrhunderte, die sich von der Kolonialzeit bis auf den heutigen Tag erstreckt. Dieses Spannungsfeld hat sich seit dem 19. und 20. Jahrhundert parallel zum machtpolitischen Aufstieg der Vereinigten Staaten und ihrer weltweiten Machtentfaltung vertieft. Es entstand das Bild vom armen „Hinterhof“, den die hegemonialen USA quasi naturgesetzmäßig dominierten. Für die Geschichte des unabhängigen Lateinamerikas, die in diesem Buch im Mittelpunkt steht, ebenso wie für die der USA waren und sind die Beziehungen zu den amerikanischen Nachbarn bis in die Gegenwart hinein grundlegend.

Was sich in den drastischen Worten von Chávez Bahn brach, war eine Mischung aus Wut und Frustration, die für die Haltung vieler Lateinamerikaner gegenüber dem großen Nachbarn im Norden spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts lange Zeit bezeichnend war. Sie spiegelt die sich stetig vertiefende ungleiche Machtverteilung und die Erfahrungen der Unterlegenheit gegenüber dem „Koloss des Nordens“ wider. Allerdings ist dies nur eine Seite der Medaille, denn die Wahrnehmung der anderen Amerikaner im Norden war stets mit Bewunderung und Hochachtung gepaart. Wenn auch oft nur zähneknirschend, so wurden die USA doch als Vorbild angesehen.

Außerdem war Lateinamerika nie nur passives Objekt in den interamerikanischen Nord-Süd-Beziehungen, sondern gestaltete diese aktiv mit. Dies ist bislang noch zu wenig bekannt, denn lange Zeit dominierte eine Wissenschaftstradition, die sich mit dem Thema aus Sicht der Vereinigten Staaten beschäftigte – zunächst affirmativ, später kritisch. In der Tat war die Lateinamerikapolitik der USA schon in der Entstehungszeit der Lateinamerikastudien als neuer Forschungsrichtung um den Ersten Weltkrieg ein sehr wichtiges Thema der Geschichtsschreibung. Ihr kam seitdem erhebliche tagespolitische Relevanz zu als Argument im Kampf um die öffentliche Meinung. Erstaunlich ist, dass es bisher noch kaum Überblicksdarstellungen zu diesem Gegenstand aus der lateinamerikanischen Perspektive gibt. Wenn aus dieser Sicht wissenschaftlich dazu gearbeitet wurde, dann mit Blick auf bilaterale Beziehungen. In diesem Buch wird daher die Perspektive der Region Lateinamerika im Mittelpunkt stehen, ohne die US-amerikanischen Motive zu vernachlässigen, denn das Gesamtbild lässt sich nur erkennen, wenn man die Wechselbeziehung im Blick behält. Dabei ist zu bedenken, dass der Begriff „Lateinamerika“ eine Einheit impliziert, die der Realität nur sehr eingeschränkt entspricht. Die seit Mitte des 19. Jahrhunderts so bezeichnete Re-

gion zeichnet sich ja gerade durch ihre Vielfalt und ihre enormen internen Unterschiede aus.

Eine zentrale Frage, die vor dem Hintergrund der Diskussionen um den Begriff des *Empire* seit einigen Jahren wieder an Relevanz gewonnen hat, ist die nach dem Charakter der Beziehungen zwischen den USA und Lateinamerika, oder kurz: Gab und gibt es noch immer einen US-amerikanischen Imperialismus in Lateinamerika? Die Antwort auf diese Frage hängt von der Definition ab. In der klassischen US-amerikanischen Historiographie bis in die 1950er-Jahre wurde sie verneint, wenngleich die so genannten Realisten einräumten, dass um 1898 ein kurzes imperialistisches Zwischenspiel zu verzeichnen gewesen sei. Die Vereinigten Staaten hätten dann ihre Besitzungen wieder abgeben und der Imperialismus sei daher kein Charakteristikum der nationalen Geschichte. Der zu dieser Zeit sehr bekannte Historiker Samuel Flagg Bemis nutzte zwar den Begriff, schränkte dessen Gültigkeit aber ein und sprach in Hinblick auf die Beziehungen zu Lateinamerika von einem „beschützendem“ Imperialismus (*protective imperialism*). Indem er die US-amerikanische Variante vom aus seiner Sicht „selbststüchtigen“ europäischen Imperialismus unterschied, versuchte er, diese zu rechtfertigen. Dahinter stand die Überzeugung, dass sich die Interventionen der USA in Lateinamerika letztlich positiv auswirkten, weil sie die Modernisierung vorantrieben.

Unter dem Eindruck des Vietnamkriegs und der Kubanischen Revolution änderten sich die Interpretationen der Lateinamerikapolitik Washingtons seit den 1960er-Jahren grundlegend. In den einflussreichen Werken von Historikern wie William A. Williams, die auch in Deutschland – etwa von Hans-Ulrich Wehler – stark rezipiert wurden, galten die Vereinigten Staaten aufgrund ihrer Politik gegenüber Lateinamerika eindeutig als imperialistische Macht. Nach dieser Sichtweise handelte es sich um einen (Sozial-)Imperialismus, der sich aus wirtschaftlichen Motiven speiste und von den sich zuspitzenden sozialen Problemen im Innern der USA ablenken sollte. Die Interpretation speiste ihre Argumente nicht zuletzt auch aus der Kritik in Lateinamerika selbst, die sich im Zeichen des Anti-Imperialismus seit den 1920er-Jahren und der Dependenztheorie seit den 1960ern zu einer regelrechten Bewegung ausgewachsen hatte. Bis heute ist anti-imperialistische Kritik sowohl im Norden wie im Süden der Amerikas einflussreich. Durch die US-amerikanischen Reaktionen auf die Terroranschläge vom 11. September 2001, insbesondere die so genannte Bush-Doktrin, hat sie neue Nahrung bekommen, auch wenn Lateinamerika darin nur eine Nebenrolle zukommt.

In der Tat sind die Sonderrolle der Vereinigten Staaten im amerikanischen Doppelkontinent und ihre machtpolitische Dominanz seit dem 19. Jahrhundert nicht zu verleugnen. Die Hegemonie der USA lässt sich an der Vielzahl von Interventionen oder an der wirtschaftlichen Abhängigkeit ablesen, unter denen die lateinamerikanischen Staaten jahrzehntelang gelitten haben. Der Begriff Imperialismus, zumal in seiner informellen Variante, trifft daher für einzelne Phasen der Geschichte der US-amerikanischen Lateinamerikapolitik durchaus zu. Doch trotz der durchgängigen Machtasymmetrie unterlagen die interamerikanischen Beziehungen einem erheblichen historischen Wandel.

Außerdem hat die neueste von postkolonialen Theorien beeinflusste Geschichtsschreibung seit den 1990er-Jahren die kulturelle Dimension des Be-

ziehungsgflechts in den Americas betont. Vor dem Hintergrund zunehmender Globalisierungsprozesse hat man sich innovativen Fragestellungen geöffnet und den Blick für transnationale Interaktionen und Verflechtungen in Bereichen wie Wirtschaft, Kultur oder Telekommunikation geschärft. Dabei geht es um die Dynamik von Identitäten vor dem Hintergrund eines Begriffes von Kultur, der diese als Geflecht von Symbolen und als ständig sich wandelnden Prozess versteht. Bilder und Repräsentationen vom Anderen und vom Selbst spielen dabei eine zentrale Rolle. So wie sich der Westen nach Edward Said, dem Theoretiker des Orientalismus, sein orientalisches Anderes schuf, so schufen sich die Vereinigten Staaten mit Lateinamerika ihr Anderes. Angesichts der durch diese Erkenntnis ausgelösten Debatten spricht man in den US-amerikanischen Kulturwissenschaften jüngst gar von einem „Hemispheric Turn“.

Allerdings – und das blieb bislang in der Regel unbeachtet – gilt diese Aussage auch umgekehrt. Die Beziehungen zwischen den Americas kann man nicht als Einbahnstraße verstehen. Die einfachen Dichotomien von wohlwollenden Modernisierern und traditionellen Empfängern oder von imperialistischen Eroberern und bedauernswerten Opfern greifen für die Charakterisierung des Verhältnisses von den USA und Lateinamerika zu kurz. Vielmehr haben Lateinamerikaner die Konflikte und Begegnungen mit den großen Nachbarn auf ihre eigene Art erlebt, gedeutet und beeinflusst. Die Auseinandersetzung mit dem anderen Amerikaner spielte sich auf unterschiedlichen Ebenen ab. Dabei änderte sich das Raumverständnis beständig. In der Unabhängigkeitsepoche positionierte sich Amerika als eigene Sphäre im Weltkontext neu und löste sich von der kolonialen europäischen Vorstellung der „Neuen Welt“, in der alles möglich und erlaubt war. Doch auch innerhalb der Americas waren die Raumvorstellungen beständig im Fluss, etwa wenn die Staatsgrenzen zwischen Nord und Süd verschoben oder durch Migrationsprozesse monolithische Nationsvorstellungen unterwandert wurden. Durch diese permanenten Bewegungen ergaben sich vielfältige Kontaktzonen zwischen den vermeintlich fest gefügten Räumen von Anglo- und Lateinamerika, die sich vor dem Hintergrund der Einbindung in den globalen Kontext dynamisch veränderten. Diese Verflechtungsprozesse zwischen Räumen interessieren im Folgenden besonders, denn die Geschichte der interamerikanischen Beziehungen ist eine geteilte Geschichte, in der und durch die sich nicht nur *Latinos*, sondern auch *Anglos* verändert haben.

In diesem Buch wird dem Wandel der Raumvorstellungen durch die Gliederung Rechnung getragen. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf den Entwicklungen seit dem 19. Jahrhundert, wobei chronologische Einschnitte die Unterteilung in Hauptkapitel vorgeben. Die Kapitelstruktur berücksichtigt die Vielfalt der Ebenen und bezieht auch die kulturelle Dimension mit ein. Neben der Rolle von staatlichen wird auch die von nicht-staatlichen Akteuren in die Darstellung mit einfließen.

Wie die „Neue Welt“ als europäische Raumvorstellung die Kolonialzeit prägte, wie sich hier aber auch schon früh durch konfessionelle und machtpolitische Gegensätze Räume herausentwickelten, deren Interaktionen sich verdichteten, ist das Thema des ersten Kapitels. Kapitel II zeigt die Wege zur Unabhängigkeit, um danach die interamerikanischen Beziehungen und Wahrnehmungen im Schatten der Kriege darzustellen. In dieser Zeit wurde

ein dezidierter Gegensatz zwischen Amerika und Europa konstruiert, der auch die folgende Phase bis Mitte des 19. Jahrhunderts noch prägen sollte. Dieser Antagonismus gipfelte in der Vorstellung von einer eigenen „westlichen Hemisphäre“, die die interamerikanischen Beziehungen im Kontext der europäischen Bedrohung beeinflusste. Die vorübergehende Abwehr dieser Bedrohung, so die These von Kapitel III, schuf die Voraussetzung für den räumlichen Expansionismus der Vereinigten Staaten, durch den sich die Beziehungen vor allem zu den Nachbarn in Mexiko und in der Karibik radikal wandeln sollten. Worauf das panamerikanische Raumkonstrukt gegen Ende des 19. Jahrhunderts basierte und inwiefern es integrative Wirkung entfalten konnte, fragt Kapitel IV. Nur scheinbar paradoxerweise, so argumentiert Kapitel V, liefen die panamerikanischen Bemühungen teils parallel zu den imperialistischen Bestrebungen der Vereinigten Staaten, die im Krieg gegen Spanien von 1898/99 und im Interventionismus im karibischen Raum gipfelten. Das informelle Imperium der USA blieb jedoch nicht unwidersprochen. Insbesondere durch die mexikanische Revolution ab 1910, die einen der Schwerpunkte von Kapitel VI bildet, kam es in die Kritik, wenngleich der Erste Weltkrieg die Stellung Washingtons im Süden dann wieder festigte. Allerdings ging auch der lateinamerikanische Nationalismus gestärkt aus diesem Weltkonflikt hervor, wie Kapitel VII verdeutlicht. In Kapitel VIII stehen erneut hemisphärische Solidaritätsbestrebungen im Mittelpunkt, die auf den zweiten großen Gewaltausbruch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückzuführen waren. Kapitel IX und X begeben sich in die Zeit des Kalten Kriegs, in der Lateinamerika in der US-amerikanischen Sicht kaum mehr als eine Peripherie im Kampf gegen den Kommunismus war, in der jedoch auch das Gegenkonzept eines unabhängigen Raums, einer Dritten Welt, im Süden entstand. Das Spannungsfeld zwischen den sich verdichtenden transamerikanischen Verflechtungen und den zeitgleichen Abschottungsbemühungen andererseits ist Thema des Schlusskapitels XI.

Mein Dank gilt der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Förderung im Rahmen des Internationalen Graduiertenkollegs 1571 „Zwischen Räumen“ sowie des Sonderforschungsbereichs 700 „Governance in Räumen begrenzter Staatlichkeit“. Beide Forschungskontexte lieferten wichtige Anregungen zur Arbeit an diesem Buch. Den Kolleginnen und Kollegen dieser Projekte und insbesondere am Lateinamerika-Institut und im Netzwerk Area Histories sei für wichtige Kommentare, Diskussionen und Kritiken gedankt.

Meiner Frau Silke, die mich auf meinen Reisen zwischen Räumen in den Amerikas begleitet hat und hoffentlich bald wieder begleiten wird, widme ich dieses Buch.

Berlin, im Juni 2011

Stefan Rinke

I. Neue Welten: Die Kolonialzeit bis 1760

1492	Kolumbus landet auf Guanahani
1493	Päpstliches Edikt <i>Inter Caetera</i>
1494	Vertrag von Tordesillas
1497	John Cabot an der Küste Nordamerikas
1507	Erfindung des Namens Amerika
1562	Erste Reise von John Hawkins
1577–1580	Weltumsegelung von Francis Drake
1607	Gründung von Jamestown, Virginia
1620	„Pilgerväter“ landen in Plymouth
1655	Englische Eroberung Jamaikas
1701–1713	Spanischer Erbfolgekrieg
1703	Englisch-Portugiesischer Handelsvertrag (Methuen-Vertrag)
1739–1748	Krieg von Jenkins' Ohr

Die Geschichte der Beziehungen zwischen Nord und Süd in dem Erdteil, der seit rund 500 Jahren Amerika genannt wird, beginnt nicht erst mit der Ankunft der Europäer 1492. Der Doppelkontinent war vielmehr schon Jahrtausenden zuvor geprägt von Wanderungen. Es gilt mittlerweile als gesichert, dass die ersten Menschen in die für sie neue Welt einwanderten. Zumindest ein Teil dieser frühen Migranten kam über eine eiszeitliche Landbrücke in der Beringsee aus Sibirien über Alaska nach Nordamerika und breitete sich nach Süden aus. In der Folgezeit bildete sich eine außerordentliche Vielfalt an Kulturen, die transregionale Kontakte und Beziehungen aufbauten, was insbesondere auch für den mesoamerikanischen Raum und den daran angrenzenden Südwesten der heutigen USA galt. Angepasst an die verschiedenartigen Umweltbedingungen prägten Großreiche, Stammesgesellschaften und Jäger- und Sammlergruppen unterschiedliche Räume, die Seite an Seite existierten und teils eng miteinander verflochten waren.

Mit der Ankunft der Europäer änderte sich die Grundkonstellation, denn die Eroberer verdrängten, töteten oder unterdrückten viele der höchst unterschiedlichen Ethnien, denen Kolumbus (ca. 1451–1506) die Kollektivbezeichnung *indios* gegeben hatte. Die Kolonialherrschaft, die in den folgenden Jahrhunderten entstand, war jedoch keineswegs einheitlich, denn die neu entdeckten Räume wiesen enorme Unterschiede auf. So gab es, wie die Europäer schnell feststellten, nicht die eine „Neue Welt“, sondern viele Räume, in denen unterschiedliche Völker lebten und die mit unterschiedlichen Methoden besiedelt und ausgebeutet werden mussten. Dabei sahen die Spanier sich bald mächtigen Konkurrenten gegenüber, die ihnen den Rang streitig machten. So überquerten mit den Eroberern und Siedlern auch europäische Rivalitäten und Konflikte den Atlantik, die man kennen muss, um die frühe Geschichte der Verflechtungen innerhalb der Amerikas zu verstehen.

Vielfalt der Räume

1. Wurzeln der Konflikte

Bereits bei Kolumbus waren die Entdeckungen der neuen Länder mit der formellen Inbesitznahme einhergegangen, die notariell verbrieft wurde. Die Spanier bemühten sich sogleich erfolgreich um eine diplomatische Absicherung ihres Entdeckungsmonopols im Westen. Papst Alexander VI. (1431–1503) bestätigte der spanischen Krone die neuen Besitzungen mit der Bulle *Inter Cetera* von 1493 und rechtfertigte dies mit dem Missionsauftrag. Anderen europäischen Mächten untersagte der Papst den Zutritt zu den neuen Gebieten ausdrücklich, ja er drohte ihnen bei Zuwiderhandeln sogar mit der Exkommunikation. Diese päpstliche Legitimierung war wichtig im Konkurrenzkampf mit Portugal. Sie war außerdem eine damals durchaus übliche, den Rechtsauffassungen im Umgang mit Heiden entsprechende Maßnahme. Das Land der Heiden war demnach Missionsgebiet und konnten einem christlichen Herrscher zur – auch gewaltsamen – Mission zugewiesen werden. Eroberung und Mission gingen von nun an Hand in Hand, und Geistliche sollten die spanischen Konquistadoren auf ihren Zügen begleiten.

Ebenso wichtig wie die religiöse war den Spaniern die machtpolitische Absicherung der Expansion. Daher kam es am 7. Juni 1494 zum Vertrag von Tordesillas, in dem sich die beiden iberischen Kronen auf den 46. Grad westlicher Länge als Trennungslinie der Expansionsgebiete einigten. Alle Gebiete westlich dieser Linie sollten Spanien gehören, die östlichen hingegen Portugal. Mit diesem Vertrag hatte man eine Raumordnung geschaffen und die neuen Länder im Westen in Interessenssphären der Entdecker aufgeteilt, die exklusiv zum Herrschaftsgebiet der jeweiligen Krone als eigenständige Königreiche zählten. Ohne es zu wissen, bekam die portugiesische Krone damit Ansprüche auf Ostbrasilien zugesprochen. Die Spanier wussten zu diesem Zeitpunkt ebenso wenig, dass ihnen ein riesiger Kontinent zufiel, war man doch noch davon überzeugt, den westlichen Seeweg nach Indien entdeckt zu haben.

Erfindung Amerikas

Das Wissen, dass es sich bei den Entdeckungen der iberischen Mächte um einen neuen Kontinent, eine Neue Welt, handelte, sollte sich aber zu Beginn des 16. Jahrhunderts schnell durchsetzen. 1507 bereits erfanden humanistische Gelehrte in Lothringen den Namen Amerika. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts waren die Eroberungen der Räume, in denen sich die spanische Siedlungskolonisation vollzog, im Wesentlichen abgeschlossen. Im Hinterland dagegen wie zum Beispiel in den riesigen Territorien des heutigen Südwestens der USA oder in Florida unterhielt man bestenfalls Missionen oder Militärstützpunkte, ohne jedoch eine wirksame Durchdringung zu erzielen. Die Portugiesen intensivierten zu diesem Zeitpunkt ihre Kolonisierungsbemühungen entlang der brasilianischen Küste. Sowohl für die spanische als auch für die portugiesische Krone blieben die eroberten Gebiete in erster Linie Quellen des Reichtums, vor allem von Edelmetallen, die es zu nutzen galt, um den eigenen Staatshaushalt und die Politik in Europa zu finanzieren. Insgesamt klafften die Idealvorstellungen der iberischen Mutterländer und die Realitäten in Amerika weit auseinander.

Die Monopolansprüche bestanden schon bald nach der Entdeckung nur noch theoretisch, da sich europäische Rivalen in den Amerikas breit mach-

ten. Neben den Franzosen waren es im 16. Jahrhundert vor allem die Engländer, die die Ansprüche der iberischen Mächte anfochten, indem sie auf eigene Entdeckungsfahrten gingen. Zwar bezeichnete der Begriff „America“ im englischen Sprachgebrauch noch bis weit ins 17. Jahrhundert hinein die iberischen Besitzungen mit ihren ungeahnten Reichtümern. Doch schon 1497 erfolgte die symbolische Inbesitznahme neu entdeckter Länder in Nordamerika durch den Genuesen in englischen Diensten, John Cabot (ca. 1450–1499), der ebenfalls glaubte, Asien entdeckt zu haben. Cabots Entdeckung sollte später eine Grundlage der englischen Ansprüche in den Amerikas bilden. Unter der Herrschaft Heinrichs VIII. (1509–1547) gab es keine weiteren Entdeckungsreisen, denn angesichts der innenpolitischen Probleme waren dem König gute Beziehungen zu Spanien wichtiger als Abenteuer in Übersee.

Diese Zurückhaltung gab seine Nachfolgerin Elisabeth I. (1558–1603) auf, was sich an den Kolonialprojekten von Gelehrten und Abenteurern wie Humphrey Gilbert (1537–1583) und Richard Hakluyt (1552–1616) ablesen lässt. Das bis dahin gute Verhältnis zwischen Spanien und England verschlechterte sich in kurzer Zeit. Ziel der englischen Politik war es von nun an, die Monopolstellung Spaniens in Amerika zu brechen, um am Reichtum der Neuen Welt teilzuhaben, Handelsvorteile zu erlangen und eigene Siedlungsprojekte durchzusetzen. England sollte außerdem als Schutzmacht der Protestanten dem katholischen Universalanspruch in Amerika entgegenreten und sich den Indigenen als neuer Verbündeter gegen die spanische Herrschaft anbieten.

Richard Hakluyt fordert eine englische Kolonisation in Nordamerika (1582)

Aus: Eberhard Schmitt et al., Bd. 3, S. 81.

Wenn ich ... bedenke, dass für jeden seine Zeit kommt, und sehe, dass die Zeit der Portugiesen vorbei ist und dass die Nacktheit der Spanier und ihre langgehüteten Geheimnisse, mit denen sie sich daran machten, die Welt zu täuschen, nun endlich offengelegt werden, so fasse ich große Hoffnung, dass die Zeit sich nähert und bereits da ist, in der wir Engländer – so wir nur den Willen aufbringen – mit dem Spanier und dem Portugiesen den Gewinn in den Gebieten Amerikas und in anderen Gegenden, die bis jetzt unentdeckt sind, teilen.

Und wenn wir in uns den Wunsch verspüren, die Ehre unseres Landes zu befördern, ein Wunsch, der in jedem aufrechten Mann sein sollte, so hätten wir sicherlich nicht die ganze Zeit über die Inbesitznahme der Länder verzögert, die nach Recht und Billigkeit uns gehören ...

Q

Neben dem Norden Amerikas, wo man nach der Nordwestpassage suchte, rückte in den 1560er-Jahren der karibische Raum in den Mittelpunkt des englischen Interesses. Dort betrieb John Hawkins (1543–1595), finanziell unterstützt von Kaufleuten und später auch von der Krone, ab 1562 illegalen Handel mit Sklaven. Aufgrund des Erfolgs kam man in England zu der Auffassung, dass sich weitere Unternehmungen lohnen müssten. Hawkins' dritte Reise zeigte jedoch, dass diese Annahme unberechtigt war. Nach Raubzügen entlang der Küste musste er sich im September 1568 den Spaniern geschlagen geben. Allerdings konnten Hawkins und sein Vetter Francis Drake (ca. 1540–1596) entkommen. In der Folgezeit sollte Drake mit seinen Husarenstücken wie u. a. der Einnahme der Städte Nombre de Dios auf der